Werk

Titel: Borcherdt, Hans Heinrich: Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche l...

Autor: Baesecke, Georg

Ort: Berlin

Jahr: 1921

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345204123_0058|log52

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

nur darf man das nicht sprachlich verstehn: freilich ist wol *gibenni thero* L (*gibennidero*) unter dem einflusse der vorangehnden und folgenden artikel *thero* entstanden, aber das bedeutet nicht eine einführung neuer *th*, dh. eine umschrift ins fränkische, sondern erklärt sich orthographisch; die zugrunde liegende regelung war: *th* im anlaut, *d* im inlaut, wie sie auch M noch erkennen lässt (Einführung § 61. 2); der *d-t*-wechsel aber ist für Lorsch gerade bezeichnend (Welz s. 77 ff, 116), und der satz, dass L zwischenvocaliges *d* nur nach stimmhaftem silbenanlaute habe (Einführung s. 97 unten), leidet in den von Welz aufgeführten massenhaften beispielen nur eine scheinausnahme an *Maginhradus* 766. die sprachmischung von L ist nur zeitlich, nicht örtlich, und es erwächst auch von hier aus keine ursache, von Lorsch abzurücken.

Der vf. verfolgt dann die textgeschichte noch weiter aufwärts. die art der sündenaufzählung, nämlich '1. dekalog- und wurzelsünden, durch substantive ausgedrückt, 2. verfehlungen gegen kirchliche pflichten und gegen die nächstenliebe, in vollständige sätze eingekleidet' — diese übrigens längst bekannte formel wird bis zu völligem überdruss widerholt — die art der sündenaufzählung macht es wahrscheinlich, dass predigten des bischofs Cäsarius von Arles († 542) zugrunde liegen. das wird im einzelnen gut belegt, insbesondere auch dargetan, dass nicht die Benedictinerregel quelle ist. ein hinweis ligt ja schon darin, dass der erste abschnitt von W wörtlich zur 257 predigt des Cäsarius stimmt. woher dann wiederum Cäsarius diese aufzählungen habe, aus älteren mönchsregeln, aus der Bibel, wird offengelassen.

Am schluss ein anhang über die anwendung der beichten, der gut zeigt, wie mannigfaltig sie ist. freilich lassen die vielen in einander greifenden überkommenheiten (auch des textes!) und neben einander stehnden möglichkeiten doch das einzelne und das wirklich gewesene oft im dunkel.

Der vf. hat in quellenkunde und interpretation tüchtig über Sprockhoff hinausgeführt, die philologischen folgerungen hat er sich grofsenteils entgehn lassen.

Königsberg i. Pr., 17 IV 20. **Georg Baesecke.**

Augustus Buchner und seine bedeutung für die deutsche literatur des siebzehnten jahrhunderts von dr **Hans Heinrich Borcherdt.** München, Beck 1919. VIII u. 175 s. — 17,60 m.

Dieses buch, wenn auch durch kriegskürzungen um seine natürlichen proportionen gebracht, bedeutet eine überzeugende einordnung Buchners und einen tüchtigen fortschritt über den 'Andreas Tscherning' (München und Leipzig 1912) desselben ver-

fassers. im stilistischen zwar würkt es noch ärmlich und hilflos [1], eine einleuchtende ästhetische beurteilung des einzelnen gelingt dem verf. auch jetzt nicht, aber er erörtert doch nun selbst die grundlagen einer einstellung auf die dichtung des 17 jh.s (zb. s. 82 und 106). wichtig und unwichtig sind besser geschieden, die ausschlaggebenden fragen deutlich herausgearbeitet und mit klarer stellungnahme beantwortet. man empfängt den eindruck von zuverlässigkeit der materialausnutzung und verstandesmäfsiger umsicht: das bild von Buchners persönlichkeit, seiner bedeutung, seiner charakteristischen mittlerstellung erscheint nicht als künstlerische conception, die den einzelheiten erklärung und einheit gibt, sondern setzt sich nach einer vernünftigen disposition mehr mechanisch zug um zug zusammen, ohne dass darum wärme und hingebung fehlten.

Die wissenschaftlichen leistungen, die Buchner in seinem fache, der classischen philologie, aufzuweisen hat, sind gering; seine deutschen dichtungen schon der menge nach unbeträchtlich, zurückstehend hinter den lateinischen; seine wirkung geht von der persönlichkeit, vom lehrer aus. er hat, wie B. nachweist, auch über deutsche poetik (und altdeutsche dichtung) gelesen. solche anleitung aber, mag sie auch noch so schulmäfsig und mechanisch gewesen sein — das dichten wollte Buchner ausdrücklich nicht lehren, sondern nur zeigen, wie man *einem guten Freund zu Dienst und Gefallen oder ihm selbsten zur ehrlichen Lust ... etwas Leidliches ohne besondere Fehler in unserer Muttersprach aufsetzen und zu Werk richten könne* —, solche anleitung war bei dem mangel jeder tradition so erforderlich wie segensreich: die grofse anzahl und verschiedenartigkeit der schüler Buchners — Schottelius wie Gueintz, Gerhardt wie Schirmer, Buchholtz wie Schwieger, Klaj und Zesen — besagt doch wol mehr, als dass man in Wittenberg nur in die formalen anfangsgründe eingeweiht wurde, oder dass Buchner in seiner liebenswürdigen bescheidenheit dichterische individualitäten gelten liefs: sie spricht auch rühmlich für kraft und bedeutung seines lehrens. denn seine poetik erschien, wie wiederum B. nachweist, erst nach seinem tode, und was sich zuvor von Buchnerschen sätzen findet, weit und breit zerstreut, beruht nicht minder auf ausgeschlachteten collegheften wie die erste unrechtmäfsige ausgabe: Buchner hatte wie bei seinen gedichten den rechten augenblick der edition verpasst. um so mehr und um so lebendiger ist er selbst träger der tradition, und sein einfluss wird es sein, der im zweiten drittel des jahrhunderts die Sachsen zahlreich und ebenbürtig neben die Schlesier treten lässt. wie bedeutsam das für die folgezeit ist, ligt auf der hand.

[1] mit sorgfalt ist zb. von der ersten bis zur letzten seite nach alter reportervorschrift zwischen 'Buchner', 'der Wittenberger professor', 'der Wittenberger' abgewechselt.

Sein nachruhm aber beruht nicht auf seiner tieferen, theoretischen begründung der neuen poetik — seine platonische anschauung vom wahren dichter wird doch durch die autorität der Ars poetica und Opitzens gekreuzt —, auch nicht auf dem noch engeren anschluss an die antiken muster oder seinem feineren, wenn auch ungrammatischen sprach- und klanggefühl, sondern auf der erfindung der daktylen.

Da ligt zugleich der streitpunct, der Opitz und Buchner zeitlebens von dem fürsten Ludwig trennte, der ihre aufnahme in die Fruchtbringende gesellschaft und wahrscheinlich auch die ausgabe von Buchners Poetik hintangehalten hat. aber B. beurteilt ihn völlig falsch, und wenn er schliefslich (s. 153) schreibt, 'das grundgesetz der Opitzischen poetik, die lehre von der accentuation des verses', sei von der Fruchtbringenden gesellschaft nicht angenommen, und Ludwig habe sich mit dem satze: *was einmal lang in der aussprache ist, kan nicht wieder kurtz werden, es müste den gezwungen sein*, für quantitierung ausgesprochen, so stellt das die dinge nahezu auf den kopf, ganz abgesehen davon, dass nun Tobias Hübner als berater des fürsten in einem falschen lichte erscheinen muss.

Von haus aus handelt es sich garnicht um daktylen schlechthin, sondern um das was Opitz im iambischen verse missbräuchlich daktylen nennt, worte vom typus *óbsiegen* (Poeterei s. 41). Ludwig ist, indem er sie ganz verpönt, consequenter als sein gegner, der sie 'mit unterscheide' zulassen will, d. h. zwischen theorie und (stärker werdendem) sprachgefühl schwankt. Opitz verteidigt sie auch noch am 26/16. wintermonats 1638 in einem briefe an Ludwig (Krause Der Fruchtbringenden gesellschaft ältester Ertzschrein s. 131), der sie an seinem psalter, zumal in den cäsuren, getadelt hatte (brief vom 28 augustmonats 1638, Krause s. 130): *Dieser* (der Gekrönte) *nimpt die erinnerungen des Psalters wegen, mitt gebührender ehrerbietung an; wil auch bey künftiger heraussgebung eines vndt anders in acht zue nemen nicht vnterlassen: wiewol er, doch ohn massgeben, vermeinet, es können die in Latein genannten Dactili, wann sie nicht zue hart lauffen, bissweilen wol standt haben; aber hergegen sich bedüncken lesst, dass die wörter aũgăpfĕl, rōhrdrŭmmĕl vndt dergleichen, welcher sich etzliche hochansehnliche herren Gesellschafter zue gebrauchen pflegen, so reine vndt helle Dactili sindt, dass sie genauen ohren baldt zue mercken sindt.* also wider jene haltlose einschränkung, dazu das gift verletzter eitelkeit, die eine faule stellung in einem tone verteidigt, wie er sonst in diesen gedrechselten briefwechseln nicht zu finden ist. der Nehrende weist denn auch die feindselige exemplificierung aus den schriften seiner anhänger recht bündig zurück: *bedüncket ihme ... es seyen die beyde angezogene wörter Aũgāpfĕl und Rōhrdũmmĕl oder Rōhrdrōmmĕl nicht von denen in Latein genanten Dactylis: Aus folgender ursache die zu erwegen:*

das wie Aūg' und Rōhr für sich selbst lang sind, also Apffĕl und Drūmmĕl die ersten silben auch lang nach dem Thone, und was einmal lang in der aussprache ist, kan nicht wieder kurtz werden, es müste den gezwungen sein, welches unserer sprachen art und natürlichen ausrede zuwider leuffet (Krause s. 132f.). Opitz hat darauf nicht wider geantwortet.

In diesem streite spricht sich deutlich aus, dass der nebenaccent damals wie früher und heute verschiedene stärke haben konnte, Opitz aber hatte sich schon dadurch ins unrecht gesetzt, dass er trotz seiner messung ⏑ ∪ ∪ die betonung x x́ x anwandte, die Ludwig viel leichter mit seiner messung ⏑ ⏑ ∪ hätte verteidigen können.

Dass Buchner die worte vom typus *óbsiegen* als reine daktylen 'erkannt' habe (s. 93), ist unrichtig. im gegenteil: er verpönt worte, in denen die erste unbetonte silbe 'schärfer und höher' klingt, zb. *anbeten.* daktylen sind ihm, das zeigen auch seine verse, worte wie *heilige* und *künstlerin. denn ja noch allezeit die letzte Silbe etwas schärfer und höher, als die vorhergehende, gewiss nicht so gelinde und weich fället.* d. h. Buchner hat unsre heutige daktylenmessung ♪. 𝅘𝅥𝅮 ♪. auch hier geht der widerspruch Ludwigs von der anwendung solcher formen im iambischen verse aus:

> *Die kurtzen zwiefach sich zusammen nimmer hauffen,*
> *Sonst wird der falsche thon gebehren nur Verdruss*

heifst es in seiner 'Anleitung zu der deütschen reimekunst' unter 'Dactili' (Krause s. 220), und das opitzische *heiligé* mit *é* enthält ihm nicht minder eine accentverzerrung wie *obsiegen*: sein empfinden für die natürliche betonung ist also auch hier stärker als Opitzens und unser heutiges, eben durch die opitzische reform gestörtes. Ludwigs 'eigensinn' beginnt erst damit, dass er die daktylen zwar 'der kunst wegen', d. h. in den schemata der poetik, aber nicht in versen, d. h. für ihn iambischen oder trochäischen, vorstellbar nennt (an Buchner 28 x 1639, Krause s. 219); vgl. die schemata in dem briefe an Schottelius vom 27 III 1643 bei Krause s. 290, zb. *schīessĕt lōs, lāssĕt dič būchsĕn črklīngĕn*). und unter dieser consequenz hat nun die Buchnersche erfindung ganz daktylischer verse zu leiden.

Aber auch dieser eigensinn hatte guten grund, denn ganz entsprechend ist Ludwigs verhalten in der spondeenfrage. Schottelius hatte ihm am 5 XI 1642 als fünfte regel für 'kurze' silben vorgelegt (Krause s. 283): *Omnia composita dyssyllaba ultimam syllabam corripiunt, ut nōhtwĕhr, hūlflōs* usw. darauf Ludwig am 27 III 1643 (Krause 289): *Bey der 5 Regel werden alle angezogene wörter in ihrem grunde für Spondaei zwey langsilbige gehalten als Nōhtwēhr, hūlflōs* usw. und da bei der frage, was von *frechmühtig, arglistig* u. dgl. zu halten sei, Schot-

telius einem *frĕchmūhtig* zuneigt (s. 285), widerspricht Ludwig (s. 290): 'nach dem gehöre' und der zuvor gemachten anmerkung sind die zugrunde liegenden worte spondeen, die schlusssilbe ist 'zweygültig', dh. anceps. der spondeus ist also folgerichtig nach Opitzens accentgesetz, das betont und lang sich entsprechen lässt, als zusammenstofs zweier betonter silben erkannt. (dass die termini der quantitierung für die der accentuierung stehn, darf uns dabei nicht verwirren; vgl. Jellinek Zs. 48, 227 ff). und so scandiert Ludwig richtig: *Stēinwīldprĕt ōft ĕr jāgt.* solche schemata aber würden noch eher als die daktylischen den opitzischen bau sprengen: der spondeus wird zweitactig[1]. um so lieber wird sich Ludwig auf die sicheren iamben und trochäen zurückgezogen haben.

Buchner dagegen, der auch den spondeus erkannt, ihn nicht etwa, wie B. (s. 86 f.) will, auf den zusammenstofs mehrerer worte (*dér, wélcher*) beschränkt hatte (Buchner-Prätorius, Anleitung s. 116), sah jene grenze nicht, die die feste tactzahl des verses zog, er wollte spondeen erlauben, war aber nicht folgerichtig genug, dem neuen ictus einen neuen tact entsprechen zu lassen:

dēr, wēlchĕr hēutĕ dīesĕ nācht

gilt ihm als vierheber (Heusler s. 27 f.). und jene folgerung ist auch von allen späteren dichtern nur gegen ihre eigne absicht gezogen, indem sie ⏑ ⏑ nicht als ⏑/⏑, sondern als x́ x mit möglichst langer senkung nahmen. in der theorie aber muste sie eigentlich so lange gelten, bis man erkannte, dass einer antiken senkung, auch wenn sie lang ist, eine deutsche entspreche. (vgl. Heusler s. 28 zu Minckwitz und dessen zweitactigem mhd. spondeus *Dáncwárt.*)

Im ganzen war also die auskunftsstelle in Cöthen doch ein sehr günstiges correctiv: Ludwig war in manchen dingen feinfühliger als Opitz und Buchner, und er hat den schwachen punct der neuen verskunst sehr wol empfunden, freilich nur negative folgerungen daraus gezogen. es ist somit auch nicht richtig, wenn Heusler (s. 28) schreibt — und das ist fast der einzige punct, in dem ich seinem buche nicht zustimme —: 'der spondeus bleibt in den lehrbüchern vor Klopstock unwirksam, nicht weil er zu zwei hebungssilben gezwungen hätte, sondern weil silbengruppen wie *Ehstand, Baum blüht, Glück zu, gleich wie* von anfang an als trochäen bezw. iamben kanonisiert waren'.

Die ausnutzung der vorhandenen litteratur ist nicht überall befriedigend. Buchners psalmendichtung (s. 107 und 116) hätte

[1] so folgerte noch Viktor Hehn: Heusler Deutscher und antiker vers s. 46 f., vgl. s. 61. — unsicher wird Ludwig erst bei den einsilblern wechselnder betonung, wo sich der satzaccent nicht mittels des wortaccents einfangen lässt:

Seīn hērtz īst gāntz Steīn Stāhl hārt

(Krause s. 291) kann freilich nie einen vers geben.